

Ernst Piper: Rosa Luxemburg. Ein Leben, 1. Auflage, 2018, Karl Blessing Verlag, München, 832 Seiten

Die hundertjährige Biografie- und Rezeptionsgeschichte Rosa Luxemburgs hat Ernst Piper mit seiner Monografie um einen neuen Titel erweitert. Nach dem Abschluss des editorischen Jahrhundertprojekts der Herausgabe der deutschsprachigen Gesammelten Werke und Briefe Rosa Luxemburgs, auch auf der Grundlage der Forschungsergebnisse zum Jahrhundertjubiläum der deutschen Weltkriegsrevolution hat der Autor den seit 1939 bis dahin geschriebenen Biografien dieser Theoretikerin und Praktikerin des Sozialismus pünktlich zum 100. Jahrestag ihrer Ermordung eine zehnte sehr wohl respektable Lebens- und Werkbeschreibung hinzugefügt. Auch diese wird nicht die letzte bleiben, trotz des mit nahezu siebenhundert Seiten vom Autor erweckten Eindrucks, dass auf der nunmehr sehr komfortablen Quellen- und Forschungsgrundlage alles gesagt ist. Sowie nach Erscheinen der vorletzten Biografie von Annelies Laschitza 1996 nahezu ein Vierteljahrhundert vergangen, in dem eine neue Generation herangewachsen ist und die kontrastreicheren Konturen der epochalen Wandlungen seit 1989 neue oder anders akzentuierte Fragen aufgeworfen haben, ist davon auszugehen, dass auch Ernst Piper nicht der letzte Biograf bleiben wird. Denn der Metapher Rosa Luxemburgs zufolge wird der „alte Maulwurf Geschichte“ weiter wühlen und der Erklärungsbedarf für die aktuellen Gesellschaftsprobleme bei den Nachgeborenen wird immer wieder zum Befragen der Theoretiker des Sozialismus führen.

Auch wenn letztere durch die Zickzackbewegungen der Geschichte zeitweilig in Vergessenheit geraten, weil ihre Programme mit der Gegenwart nicht mehr kompatibel sind, die Großen des menschheitlichen Erkenntnisprozesses stehen in einer Kontinuitätsreihe, auch wenn sie sich wegen ihrer konkret historischen Determiniertheit in epochenspezifische ideologische Richtungen differenzieren und sich ihre Visionen in den langen Entwicklungssträngen des Geschichtsverlaufs mit seinen qualitativen Wandlungen sogar dialektisch aufheben. Sie reflektieren dennoch die Annäherung an die gesamte Widersprüchlichkeit der Wirklichkeit. Deshalb ist auch die Geistesgeschichte des Sozialismus mit ihren Richtungskämpfen, nicht

nur im Selbstverständnis der „Marxisten“, Ausdruck der zunehmend komplexeren Erkenntnisprobleme seit der Ausformung der bürgerlichen Gesellschaft in ihrem organischen Zusammenhang mit den vorangegangenen Epochen seit der Kopernikanischen Wende und nicht wie im konservativen Sinne verstanden eine Hirngeburt realitätsfremder radikaler Utopisten außerhalb dieser Tradition und damit ein Nebenzweig der Geschichte. Die Ablösung des ptolemäischen durch das kopernikanische Weltbild ist wie der klassische Disput um den freien bzw. unfreien Willen zwischen Erasmus und Luther, naturwissenschaftlicher und ideologischer Ausdruck der beginnenden bürgerlichen Neuzeit, deren industriell-kapitalistisches Stadium dieselbe in die bis heute anhaltenden Kontroverse um die dialektische Entwicklungsdynamik Reform oder Revolution verwandelt hat. So ist es letztlich eine Frage der Geschichtsauffassung und damit ein erkenntnistheoretischer Aspekt, von welchen Prämissen aus der heutigen Perspektive die Epoche des imperialistischen Zeitalters einschließlich des Weltkrieges und der Weltkriegsrevolutionen beurteilt wird.

Jeder Geistes-, treffender Gesellschaftswissenschaftler weiß, dass die Strukturen, Entwicklungstendenzen, Ereignisse und Akteure jeder Epoche aus deren materiellen und geistigen Grundlagen heraus zu bewerten sind. Das trifft auch für den theoretischen Sozialismus zu, der sich an seinen eigenen methodischen Erkenntnismaßstäben messen lassen muss. Seine permanente organische Wechselwirkung mit allen kulturellen Wesensmerkmalen des gesellschaftlichen Kapitalverhältnisses, in dem er wurzelt und das er überwinden will, bindet ihn zugleich immer wieder an seine Ursache. Damit ist auch sozialistische Ideologie nicht frei von der Dynamik von Richtungs-differenzierungen mit antagonistischen Polarisierungen und Zerfall. Auch die Erkenntnismethode dialektisch materialistische Geschichtsauffassung ist nicht frei von Vereinfachungen, Vulgarisierungen und global-regionalen Prägungen und ihre philosophischen Axiome können nur relativ feststehende Glaubensgrundsätze sein. Insofern stellt sich die Frage, wie vom ideologischen Standpunkt der ewigen Wahrheit des bürgerlich liberalistischen Wertesystems eine Theoretikerin wie Rosa Luxemburg adäquat beurteilt werden kann? Ernst Piper bekennt mit wohlthuender

Offenheit, kein Prosa produzierendes Neutrum, sondern ein Mensch mit subjektiven Neigungen und persönlichen Überzeugungen zu sein (S. 15) und Kern dieser Überzeugung ist die erklärte Ablehnung der Idee der Diktatur des Proletariats. (S. 17) Damit kann das in Rede stehende Erkenntnisproblem ohne Mühe verortet werden. Denn in diesem Brennpunkt bündeln sich Denkmethode und Geschichtsauffassung als Gretchenfrage.

Ernst Piper wertet Peter Netti, Elzbieta Ettinger und Annelies Laschitza als die drei wichtigsten Biografen Rosa Luxemburgs. Doch wegen einer marginalen und damit mehr als banalen, das Verhältnis von Luxemburg und Joghies beschreibenden Formulierung sieht er sich allerdings veranlasst, Laschitza, die sich ein ganzes langes Leben unter den sich dramatisch wandelnden historischen Verhältnissen der Dekaden mit den grundlegenden Themenfeldern des imperialistischen Kapitalismus auseinander gesetzt hat, eines „ideologisch geformten Geschichtsbildes“, einer „Klassenkampfprosa“ und eines „Frauenbild(es) von abenteuerlicher Antiquiertheit“ (S. 17) zu bezichtigen. Nebenbei bemerkt lässt er 150 Seiten weiter unbewusst ungeschickt bei der Persönlichkeitsbeschreibung der beiden Kontrahenten Rosa Luxemburg und Georg Vollmar auf dem Stuttgarter Parteitag 1898 dasselbe erkennen. Dass dies nicht vordergründig tat, beweist seine spätere Beschreibung der Erscheinung Rosa Luxemburgs. (S. 150) Der sachkundige Leser fragt sich dennoch, warum der Autor auf diese Weise mit Kanonen auf Spatzen schießt und dies nicht einmal merkt.

Die Vermutung liegt nahe, nachweisen zu wollen, dass die vom Autor gar nicht beanstandete frühere parteiliche Einbindung der Luxemburg-Werk-Editorin im Umfeld des SED-ZK, der er wegen ihrer Editionsleistung, die ja die Grundlage seiner Biografie bildet und der er verbal Respekt zollt, nach 1989 nichts dazu gelernt hat. Leider oder bezeichnender Weise verheddert sich Piper in seiner diesbezüglichen Polemik in Verbindung mit seiner Wertung Rosa Luxemburgs im Gefolge ihrer Entwicklung in einem Knäuel logischer und formaler Widersprüche, die hier nachfolgend benannt werden müssen. Dabei werden Bezugnahmen auf die erkenntnistheoretische Probleme der originären marxistischen Denkweise, ihrer adäquaten wie vulgarisierenden stadialen Rezeption und ihrer aktuellen Relativierung nicht zu umgehen sein. Denn ohne die Berücksichtigung der zeitbedingten

Erkenntnisvoraussetzungen und –grenzen, ohne die Bestimmung der Bedürfnisse des 21. Jahrhunderts und die daraus abgeleitete adäquate, von egoistischen Kapitalbedürfnissen freie visionäre Zukunftsvorstellungen, bleiben im Ergebnis von Pipers kurzschlüssigen Vergleichen zwischen linkem Anspruch und zeitweiliger Wirklichkeit wenig Erkenntnisgewinn, eher die Bedienung des medienmanipulierten Mainstreams im Interesse der bestehenden Gesellschaftsverhältnisse.

Die ideologische Stereotype, in der parlamentarischen Demokratie mit direktem und unmittelbarem Einfluss der Wirtschaft auf die Regierungsparteien das Ende der Geschichte zu verstehen und gleichzeitig einer Theoretikerin wie Rosa Luxemburg und deren über diesen systemischen Status quo hinausweisenden Vision gerecht werden zu wollen, ohne sich adäquat mit der Marx'schen Geschichtsphilosophie und deren Rezeption in den letzten 100 Jahren wirklich auseinander zu setzen, ist de facto ein erkenntnistheoretisches No Go. Dass dies nicht geschehen ist, darauf weist jedenfalls die Argumentation im Zusammenhang mit relevanten zeitgenössischen Themen und Rezeptionsschwerpunkten hin. Was die an dem banalen Beispiel Annelies Laschitza unterstellte verbale ideologische Klassenkampfrhetorik betrifft, braucht an dieser Stelle zunächst nur bemerkt werden, dass Laschitza auch nur Kind ihrer Zeit war und ihr sehr wohl die daraus resultierenden Erkenntnisgrenzen ihrer Generation im Alter bewusst waren, was sie auch eingestand. Viel symptomatischer für die Erkenntnisgrenzen des Autors, der sich nach der Evaluation der DDR-Wissenschaft der Deutungshoheit auch des Forschungsgegenstandes Sozialismus bemächtigt, sind die Beispiele, an denen er sich abarbeitet. So muss sich eine Rezension seiner Luxemburg-Biografie an den gleichen Sachfragen abarbeiten.

Erstens: Marxistische Theorieentwicklung. Utopie und Vision

Ernst Piper interessiert sich für Rosa Luxemburg als charismatische, kompromisslose, rhetorisch begabte, ungewöhnlich intelligente, politische Persönlichkeit, deren Werk „unabgeschlossen“ blieb und damit Spielraum für unterschiedlichste Interpretationen ihrer Kommunismus-Auffassung gibt. (S. 9 ff.) Diese Plattitüde wird einleitend durch Hinweise auf Eduard Bernstein, Karl Kautsky, Victor Adler, Erich Dombrowski, Theodor Heuss, Harry Graf Kessler, Ulla Plener, Hermann Weber, Willi

Brandt und Francois Furet gestützt, wobei der Autor im Hinblick auf die „Unabgeschlossenheit“ ihres Werkes Wert auf den Vergleich mit Lenin legt. Abgesehen davon, dass es den DDR-Luxemburg-Editoren Günter Radczun und Annelies Laschitza bereits seit Ende der 1960er Jahre genau um diese sehr wohl relevante Frage ging, wird mit deren permanentem Köcheln ideologiegeschichtlich gar nichts geklärt, weil das Erkenntnisproblem ein globales und nicht das zweier Persönlichkeiten war und ist.

Rosa Luxemburg nimmt im Kontext der Marx-Rezeption innerhalb der II. Internationale eine Position ein, die sie als Ökonomin methodisch in die erste Reihe der Marx-Schüler stellt, von denen gleichrangig noch die hochgradig philosophisch gebildeten Franz Mehring, Anton Pannekoek, Antonio Labriola und Georgi Plechanow genannt werden können. Die theoretischen Köpfe unter den Sozialisten Englands, Frankreichs, der K.u.K. Monarchie und des Zarenreiches, die sich dezidiert mit der materialistischen Geschichtsauffassung auseinandersetzten und sich um deren Weiterentwicklung bemühten, tendierten bereits in die neukantianische auf der einen und die dogmatisch orthodoxe Richtung auf der anderen Seite. Kautsky nahm zwischen letzteren beiden Richtungen methodisch die Rolle des Mittlers mit Affinität zu letzteren ein. Die sog. Revisionismusdebatte war de facto der bisher gar nicht aufgearbeiteten philosophischen Methodendiskussion untergeordnet. Diese Diskussion mündete 1909 in den Materialismusstreit, der durch die Mach-/Einsteinsche Wende eingeleitet wurde und in der Zwischenkriegszeit seinen Kulminationspunkt erreichte. Ernst Piper geht auf letzteres im Zusammenhang mit den Parteistreitigkeiten innerhalb der russischen Sozialdemokratie marginal ein, (S. 337f.) kann aber den ideologischen Erkenntniszusammenhang nicht herstellen und vermitteln. Das beweist auch sein Bezug zur Zwischenkriegsrezeption dieses Themas in seinem Exkurs zwischen Kapitel X und XI unter Berufung auf Karl Korsch und Georg Lukacs, die er, wenngleich sie im Gegensatz zu Rosa Luxemburg auch Leninisten waren, den „bedeutendsten Erneuerern der marxistischen Philosophie im 20. Jahrhundert“ zurechnet und Radczun/Laschitza deren Kritik an beiden ankreidet. (S. 601) Zugegebenermaßen sind diese Zusammenhänge schwer zu verstehen und noch schwerer zu vermitteln. Wer sich dem Thema widmet, muss es aber auch bewältigen. Das ist allein mit einer spannend lesbaren

Darstellung von historischen Fakten nicht möglich. Ein Autor ist der Aufklärung verpflichtet.

Mit Blick auf die Geschichtsauffassung Rosa Luxemburgs ist der Vergleich mit Lenin, der bei Ernst Piper widersprüchlich, fast missverständlich ausfällt, in dem vorgenannten Zusammenhang immerhin angebracht. Im Exkurs schreibt er mit Iring Fetscher Kautsky einen pseudorevolutionären Nur-Parlamentarismus, Luxemburg einen demokratischen und Lenin einen elitären Revolutionarismus zu. (S. 607) Im Kapitel XI, Rosa Luxemburgs Differenzierung zwischen bürgerlicher und sozialistischer Demokratie zitierend, adaptiert der Autor de facto die Ansichten von Raczun/Laschitza, wonach Luxemburg und Lenin bezüglich der Notwendigkeit der Revolution mehr verbindet als trennt. Seine Polemik gegen die sozialistische Mehrheitsarithmetik mit Plädoyer für die Mitbestimmung aller sozialen Klassen, also auch der tradierten Eliten, denen ja die wirtschaftliche Machtgrundlage entzogen werden muss, ignoriert somit die Diktatur des Finanzkapitals und damit den Klassencharakter des bürgerlichen Staatstyps, der welthistorisch ausgerechnet mit der Gewalt der Waffen einer hegemonialen Minderheitenrevolution etabliert wurde, den und die Rosa Luxemburg vehement auch während der deutschen Revolutionsereignisse ablehnte. Anzunehmen, dass wenn schon die Ablösung des Feudal- durch das Kapitalverhältnis nicht ohne politische Gewalt funktionierte, die Aufhebung des Kapitalverhältnisses mit parlamentarischen Mehrheitsbeschluss möglich sein soll, ist in Anbetracht der historischen Erfahrungen des 20. Jahrhunderts keine Diskussion wert. Deshalb ist die Argumentation auf Seite 629 zu Gunsten der repräsentativen Demokratie gegen die sozialistische und die Absurdität des demokratischen Sozialismus, ein zu belächelndes Meisterstück aktueller liberalistischer Geschichtsauffassung auf der Grundlage der Logik ewiger bürgerlicher Freiheit.

An dieser Stelle müssen auch die Antagonismen der liberalistischen und dialektisch historischen Geschichtsauffassung benannt werden. Das Fazit Ernst Pipers in Sachen Bernstein unter Berufung auf Peter Netti, wonach die Vorstellung, dass die Praxis sich ohne Rückbindung an die Theorie vollziehen könnte, in Rosa Luxemburgs Verständnis Ketzerei gewesen sei, (S. 161) hält keiner wissenschaftlichen Kritik stand. Derartige Aussagen treffen auf den Vulgärmarxismus zu. Luxemburg im

Zusammenhang mit dem Revisionismusstreit in diesen ideologischen Brei zu rühren, ist indiskutabel. Sie vertrat keine Zusammenbruchstheorie, gegen die Bernstein mit Recht polemisierte. Selbstverständlich war Rosa Luxemburg am Beginn ihrer Karriere, als sie sich ihre ersten Sporen auf dem linken Flügel der Sozialdemokratie verdienen wollte, als blutjunge „Marxistin“ der differenzierten Komplexität der Wirklichkeit gegenüber auch erfahrungsgemäß noch nicht distanziert genug. Ihr theoretisches Debüt „Sozialreform oder Revolution?“ ist von diesem Defizit insofern noch nicht frei, weil sie auf dieser historischen Stufe der Marx-Rezeption noch stärker von der Notwendigkeit der Verteidigung Marx'scher Axiome inspiriert war, als von der Auseinandersetzung mit dem rationalen Kern der Bernsteinschen Kritik und damit der Weiterentwicklung des theoretischen Sozialismus. Indem sie aber die revolutionäre Überwindung des Kapitalismus aus dessen immanenten Antagonismen, der Vergesellschaftung des Produktionsprozesses, des ökonomischen und politischen Kampfes der Lohnarbeit ableitete, grenzte sie sich von der Zusammenbruchstheorie des Vulgärmarxismus ab. Der von Piper zitierten Beweise gegen Luxemburg (S. 160) erinnert eher an stalinistische Theorie-Exegese, wobei er den entscheidenden Satz von Marx in der Einleitung zur Hegelschen Rechtsphilosophie gründlich missdeutet. Ernst Piper ist aber zuzustimmen, wenn er den Neukantianismus verteidigt, weil ihm nicht a priori Revisionismus unterstellt werden kann. (S. 178) Nur war das nicht das Problem, das mit dem Bemühen um die Durchsetzung eines sozialistischen Klassenbewusstseins benannt werden muss. Dabei ging es vorrangig um das Verständnis des antagonistischen sozialen Verhältnisses zwischen Kapital und Lohnarbeit als Ursache für alle modernen Widersprüche und Konflikte. Das war nur mit einer konsequenten Marx-Rezeption nicht aber mit neukantianischen Argumenten möglich, was der sich profilierenden neuen Generation der sozialistischen Linken einleuchtender war als den pragmatischen Parteibeamten.

Als Fazit, auch wegen der Unmöglichkeit eines Beweises, soll deshalb hier nur die Gegenüberstellung der beiden immer noch aktuellen, sich ausschließenden Glaubensbekenntnisse herhalten. So offen die Zukunft auch ist und sogar deren Ende als Möglichkeit kalkuliert werden muss, so gewiss sind die realen gesellschaftlichen Widersprüche, die sich in

ihren Erscheinungsformen wandeln und mit ihnen die ideologischen und politischen Bewegungen, in denen sich das Geschichtssubjekt ihrer bewusst wird und zu deren Lösung eingreift. Es ist utopischer, an die Ewigkeit des Kapitalverhältnisses zu glauben, als die in der systemischen Unmöglichkeit der Bewältigung der Widersprüche dieses Verhältnisses begründete Vision zu verwerfen. In Anbetracht der jahrhunderttausende langen prä-ökonomischen und 5000 Jahre währenden ökonomischen Gesellschaftsformation mit ihren epochalen Produktionsweisen, liegt die dialektische Negation der Negation als Widerspruchslösung näher als die Ewigkeit des Status quo. Und noch wahrscheinlicher ist, dass einzig die Förderung oder Behinderung der Erkenntnis der tendenzbestimmenden realen Widersprüche das Beziehungsgeflecht von Realität, Theorie und Praxis bestimmen wird. In einem hat Ernst Piper nämlich hundertprozentig Recht: „Rosa Luxemburg ist ein gutes Beispiel dafür, dass eine aus theoretischem Wissen erwachsende Autorität nicht dasselbe ist wie politische Macht.“ (S. 164) Deshalb ist es ja auch für Revolutionäre notwendig, wie alle Interessengruppen die politische Machtfrage zu stellen. Quod erat demonstrandum.

Zweitens: Polemische Wertungen und Widersprüchlichkeiten im Kontext mit Detailfragen

Die kritischen methodischen und ideologischen Anmerkungen dieser Rezension relativieren keineswegs die sehr gute Lesbarkeit, noch das Angebot der historischen Fakten. Als reine historistische Darstellung wäre diese Publikation mit Ausnahme der unterschlagenen Fakten weniger zu beanstanden gewesen. Der Autor ist ein versierter und vielseitig sachkundiger Publizist. Zu den besonders gelungenen Sachthemen zählen die nationale Frage in den drei europäischen Großreichen, der daraus resultierende konfliktreiche komplizierte sozialistische Parteibildungsprozess im Zarenreich und vor allem dessen subjektive persönliche Seite mit der Protagonistin im Zentrum dieses Kraftfeldes. Mit vom Autor bevorzugten Gegenüberstellungen von theoretisch-marxistischem Anspruch und praktischer Wirklichkeit werden jedoch viele Aussagen zu den relevanten Themenfeldern allerdings wieder relativiert, was somit vom erkenntnistheoretischen Standpunkt zum Widerspruch provoziert.

So beendet der Autor die sozialdemokratische Diskussion des höchst brisanten Beziehungsgeflechts von ethnischen Konflikten in den multiethnischen Großstaaten im Zusammenhang mit der nationalen und sozialen Frage mit dem Satz „Eine durch den Ersten Weltkrieg ausgelöste Bewegung gab es tatsächlich, eine sozialistische Weltumwälzung hat sie nicht eingeleitet.“ (S. 130) Abgesehen davon, dass Ernst Piper die Brutalität der Konterrevolution gegen die europäischen Räterepubliken völlig ignoriert, verdient die sozialdemokratische Einschätzung des Verhältnisses von nationaler und sozialer Frage unter diesen konkret-historischen Bedingungen eine differenziertere forschungsmäßig tieferlotende Beurteilung. Abgesehen von der „marxistisch“ verkürzten Kausalität zwischen ökonomischen, sozialen und ideologischen Faktoren, eine der erkenntnistheoretischen Schwachstellen des Marxismus der II. Internationale, die eben die Asynchronität von objektiver Entwicklungstendenz und subjektiver Wahrnehmung ignoriert und damit den fixierten potenziellen Massenanhang überfordert, wird das Hauptproblem des Anspruch-Praxis-Widerspruchs, die gegenrevolutionäre Praxis außeracht gelassen. Hier wird selbst vom konservativen Standpunkt aus Erkenntnis- und Aufklärungssubstanz im Interesse ideologischer Polemik verschenkt, weil die Frage unbeantwortet bleibt, ob nicht mit mehr Reformbereitschaft weniger systemgefährdendes Konfliktpotenzial möglich wäre. Immerhin zitiert der Autor wenige Seiten danach treffend Feliks Tych, der mit seiner Wertung die beanstandete Banalität auf S. 130 relativiert. Ähnlich widersprüchlich ist die Aussage „Rosa Luxemburgs Loyalität galt nicht der Nation, sondern einer Klasse“, (S. 135) womit sehr wohl zutreffend die Ablehnung ihrer Haltung zum polnischen Nationalstaat begründet wird. Im Widerspruch dazu steht aber andererseits die Feststellung ihrer überaus erfolgreichen Wahlkampfauftritte, trotz polizeilicher Behinderung, in den polnisch-deutschen Wahlkreisen. (S. 147f.) Auch hier wäre mehr differenzierende Klarheit hilfreich, welche von wem beeinflusste Polen welche Positionen von Luxemburg unterstützten.

Der Autor verliert an vielen wichtigen erkenntnistheoretischen Schnittstellen den Anschluss an bereits Diskutiertes und gleitet immer wieder ins Banale ab. Die mit Karl Popper gestützte Polemik gegen Rosa Luxemburgs wichtigster Schrift gegen Bernstein (S. 160) ist so flach,

dass sie hier nicht weiter erörtert werden muss. An dieser Stelle, wo der Marx'schen Geschichtsauffassung nichts anderes als selbst die klassischen bürgerlichen Revolutionen verniedlichenden und die Brutalität späterer Konterrevolutionen ignorierenden Argumentationen entgegengesetzt werden, könnte man auf eine weitere Auseinandersetzung mit anderen Argumentationen verzichten. Der philosophischen Ernsthaftigkeit, keinesfalls der ideologischen Gefälligkeit wegen muss das Erkenntnisproblem jedoch an den wichtigsten Stellen benannt werden, auch wenn die argumentative Auseinandersetzung nicht möglich ist.

Ernst Piper ist zuzustimmen, wenn er in dem ideologischen Gestrüpp der Revisionismus-Auseinandersetzung, in dem er sich oft genug mit Fehlinterpretationen der dialektisch materialistischen Geschichtsauffassung verfängt, Karl Kautskys Affinität zu Charles Darwin höher hängt als zu Hegel. (S.182) Kautsky ist als Chefideologe der deutschen und damit auch der II. Internationale zu dieser Zeit, tatsächlich eine prägende Schlüsselfigur des theoretischen Sozialismus. Seine Ansichten hatten maßgeblichen Anteil an der Versteinerung einer Ideologie, die mit der originären Marx'schen Theorie methodisch wenig gemein hatten und mit Recht von der sich konstituierenden Linken kritisiert wurde. Leider gelingt es dem Autor nicht, die tatsächlichen ideologischen Fragen dieser Umbruchsperiode so zu vermitteln, dass der Leser die Genesis der heutigen Streitfragen in dieser Vergangenheit erkennt. Das ist und bleibt das größte Manko der aktuellsten Literatur dieses Genres.

Eklatant kommt das Unverständnis für die Marx'sche Geschichtsauffassung in der Richtungsbeschreibung auf dem Hannoveraner Parteitag 1899 zum Ausdruck. Unter Berufung auf Sven Papcke (1979) unterstellt der Autor der sozialdemokratischen Linken, die er mit dem orthodoxen Marxismus identifiziert eine „Logifizierung der Geschichte“ oder „mechanische Evolutionslogik“ (S. 189). Abgesehen davon, dass auch diese Linke kein homogenes orthodoxes Geschichtsverständnis repräsentierte, wie das Beispiel Karl Liebknecht beweist, der keineswegs dem Materialismus zuneigte, trifft diese Zuordnung eben auf den Kautskyanismus zu. Weder Marx, noch die letzten tatsächlich vorgenannten letzten orthodoxen Marxisten sind repräsentativ für Pipers Einordnung. Das Erkenntnisproblem Pipers,

Papckes u.a. derartiger Meinungsträger ist die mangelnde Unterscheidung zwischen tatsächlicher Marx-Rezeption und politischer Agitation. Die verkannte Kompromisslosigkeit der marxistischen Linken gegenüber dem Revisionismus und dem Zentrismus gründete sich berechtigterweise auf die wahrgenommene sukzessive Unterhöhnung der im Grundsatz marxistischen Parteiprogrammatik, die in den wesentlichen Politikpunkten die Sozialdemokratie zum Systembestandteil der bestehenden Gesellschaft machte. Die Sympathie für letztere wird in Pipers Werk unmissverständlich vermittelt. Doch nicht darin, sondern in der Fehlinterpretation der tatsächlichen Marx-Orthodoxie besteht das erkenntnistheoretische Defizit.

Die völlig absurde Polemik, die für den Autor primär kompositorische Bedeutung hat, deren viel größere Legitimität er im Falle der Luxemburg-Verfilmung Margarete von Trotta und damit indirekt Annelies Laschitza abspricht, die den Silvesterball des sozialdemokratischen Parteivorstandes 1899/1900 künstlerisch zur Charakterisierung der inneren Parteiverfasstheit nutzten, gehört gleichfalls zum Arsenal des Ausdrucks persönlicher ideologischer Abneigung. Derartige Flopps korrespondieren mit der Aufwärmung der stalinistischen, Rosa Luxemburgs Geschichtsverständnis angeblich charakterisierende Spontaneitätstheorie. (S. 655). Letzterer Fauxpas reflektiert de facto den Gipfel des Unverständnisses für das parteivermittelte Wechselverhältnis von Theorie und Praxis im Sinne der 11. Feuerbachthese von Marx. Ausdruck dieses Unverständnisses ist auch die vielfach wiederholte Gegenüberstellung von Realität und linkem Anspruch. Luxemburgs Wollen aus der sicheren Retrospektive der Gegenwart zu reflektieren, von ihrem keineswegs irrationalen Standpunkt in konkreter revolutionärer Situation unter Handlungsdrucks keine Kenntnis nehmend, erwecken die hämischen Wertungen der Einflusslosigkeit der sozialdemokratischen Linken, noch dazu in Anbetracht der außer Acht gelassenen vernetzten gegenrevolutionären Gewalt wenig Vertrauen in die Lauterkeit der Erkenntnissuche. Hier wird vielmehr das sichtbar, was der Autor bei der marxistischen Linken beanstandet – Ideologie im liberalistischen Sinne. Diesbezüglich wird dem Leser am Schluss geradezu die realitätsfremde Hasspredigerin Rosa Luxemburg präsentiert, (S. 628) während auf der anderen Seite ausgeblendet wird, welche tatsächlichen Gründe zur zweiten Revolutionswelle nach dem Reichsrätekongress führten. Die

unwesentliche parlamentarische Arithmetik der Unterscheidung von Mehrheit und Minderheit, Einfluss und Einflusslosigkeit versagt vollständig, bei Berücksichtigung der Paralyse der herrschenden Eliten zu Beginn der Revolution und der Abhilfe dieses Zustandes durch die 500-Millionen-Reichsmark-Investition der deutschen Industrie als Lebensversicherung in das hinter den Kulissen vom kaiserlichen Militär und der SPD-Führung in Eintracht gestützte System. In Anbetracht des Eingeständnisses von Eduard Stadtler, dass die politische Rechte über keine Führerpersönlichkeit vom Range Rosa Luxemburgs und Leo Jogiches verfügt, ist der Vorwurf des Utopismus an den linken Radikalismus verfehlt. Denn letzterer forderte bis zum Reichsrätekongress nichts anderes, als die konsequente Liquidierung der Machtbasis des Ancien Regimes. Auch diese Objektivität blendet der Autor aus, auch wenn sich stellenweise diesbezügliche Andeutungen finden. Unter diesen Voraussetzungen verlieren die vielen neuen Forschungsergebnisse, die eigene Recherchen und eben auch die gründliche Auswertung des edierten Werkes Rosa Luxemburgs auf die sich Ernst Piper stützt, ihre Überzeugungskraft, zumindest für den sachkundigen Leser.

Drittens: Die Bedürfnisse des 21. Jahrhunderts

Mit der globalen Finanzkrise, der NATO-Osterweiterung, der Ukraine-Krise und dem planetaren Flüchtlingsstrom hatten sich die Nachwendellusionen einer friedfertigen geradlinigen systemischen liberalen Kapitalismusentwicklung erledigt. Die billige Lohnarbeit außerhalb des von der europäischen Arbeiterbewegung erkämpften Sozialstaat-Modells, der damit verbundene Entwicklungsschub in den asiatischen Staaten, insbesondere die historische Wiedergeburt der Seidenstraße und die neue friedensgefährdende US-Globalstrategie befördern Rassismus, Nationalismus und Wettrüsten. Die tote Chimäre Kommunismus wurde durch scheinbar religiösen Terrorismus ersetzt und die Gegensätze der bipolaren Welt durch die alte Mär von der Gefahr aus dem Osten. Die Büchse der Pandora ist wieder offen. Meinungsmanipulation, parasitäre Spekulation und Korruption sind die Kinder der liberalen Freiheit. Die Unfähigkeit, trotz Technologieschubs 4.0 mit Klimaerwärmung, Umweltzerstörung und der sozialen Frage

umzugehen, geht auf den verleugneten Systemcharakter dieser Entwicklung.

Unter diesen Bedingungen mutet die Selbstverherrlichung des westlichen Wertesystems unter Berufung auf eine historisch längst überlebte Epoche geradezu anachronistisch an. Selbst eine Rosa-Luxemburg-Biografie aus liberaler Feder müsste die Parallele zwischen der Belle Epoque und der Gegenwart erkennen und die Gedanken einer ihrer herausragenden Köpfe so historisieren, dass mehr als Apologie eines schön geredeten westlichen Werte-Status quo dabei herauskommt. Nur an einzelnen Stellen, so im Kontext mit den Flüchtlingsströmen in dem sich seit dem 19. Jahrhundert in Osteuropa konstituierenden Nationen sowie dem Verfall der drei europäischen Kaiserreiche im Gefolge des Weltkrieges, wo von der Aufnahme von Flüchtlingsströmen die Rede ist, (S. 129) oder wo im Zusammenhang mit der reaktionären expansiven europäischen Gendarmenrolle des Zarenreiches auch die „marxistische“ Kriegsbejahung registriert wird, (S.) schimmert dieses Bemühen durch. So ist das eigentliche Problem dieses Werkes die Nichtbefriedigung der erkenntnistheoretischen Bedürfnisse des beginnenden dritten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts.

Wenn allerdings ein Säkulum nach dem Ersten Weltkrieg mit den verhängnisvollen Folgen des großen Schismas innerhalb der Arbeiterbewegung im Hinblick auf die Friedensfrage der linkssozialistischen Kritik am Sozialpazifismus vor und während des Weltkrieges, insbesondere im Zusammenhang mit der Imperialismus-Diskussion 1912 und den Kriegskonferenzen zur Reaktivierung der Internationale Realitätserferne und damit mehr persönliches Bekenntnis als tatsächliche Auseinandersetzung zu Teil wird, (S.) verdient dies gleichfalls Gegenargumentation. Der Erste Weltkrieg als Ausdruck der widersinnigen Menschenfeindlichkeit des kapitalistischen Imperialismus war das Menschheitstrauma des 20. Jahrhunderts schlechthin. An eine größere Katastrophendimension musste sich die Menschheit erst durch völlige Leid-Abstumpfung durch Holocaust und Weltkrieg Nr. 2 „gewöhnen“. Wie sehr Rosa Luxemburg mit ihrer Sozialismus-Barbarei-Alternative Recht hatte, beweist letzteres und die Tatsache, dass heute wieder die Friedensgefährdung auf weniger als fünf vor zwölf eingestuft wird. Vor diesem Hintergrund war die Losung Bürgerkrieg statt Weltkrieg kein irrationaler Linksradikalismus, sondern nur die Akzeptanz der

Stuttgarter Resolution der II. Internationale von 1907. Die Polemik Ernst Pipers gegen die Leninsche Radikalität (S. 503 f.) mag im Hinblick auf den Belagerungszustand in den kriegführenden Ländern teilweise Berechtigung haben, aber es ging gar nicht vordergründig um die drohenden Todesstrafen durch Militärgerichte oder die Undurchführbarkeit eines Aufstandes unter der Militärdiktatur, sondern um die prinzipielle Erklärung zwecks Aufklärung der Öffentlichkeit, im Falle der gesellschaftlichen Finalkrise, eine grundsätzliche systemische Alternative anzustreben, womit in allen Hauptstädten die herrschende Elite ja bereits zum Kriegsbeginn gerechnet hatte. Auch in diesem Zusammenhang ist des Autors Fragestellung, wie ein Nicht-Versagen des Proletariats zu Kriegsbeginn hätte aussehen sollen, (S. 498) völlig irrelevant zur Entschärfung des Verrats der sozialistischen Parteiführungen durch Zustimmung zum Burgfrieden. Im Wissen um die ökonomischen und subjektiven Triebkräfte dieses Krieges ist die grundsätzliche Kriegsablehnung mit Hinweis auf dessen Ursachen die mindeste Voraussetzung seiner Verhinderung oder Beendigung, nicht aber die Zustimmung. Die Plattitüde, nach dem 4. August 1914 war es um den gemeinsamen Boden der gegensätzlichen Parteirichtungen der deutschen Sozialdemokraten nicht zum Besten bestellt, (S. 480) mutet geradezu verhöhrend an. Unter den erstmaligen Bedingungen einer solchen Ausnahmesituation wie sie sich 1914 ergab, war jedenfalls in legaler Entscheidungssituation eine solche Notwendigkeit nicht gegeben. Im Übrigen ist nicht davon auszugehen, dass ein derart organisiertes europäisches sozialdemokratisches Netzwerk wie das bestehende gegenüber den Militärregierungen völlig machtlos gewesen wäre, auch wenn es zwischenzeitlich mit den Problemen der aufgezwungenen Illegalität konfrontiert worden wäre. Und auch der einzelne proletarische Soldat stand nicht unter dem Druck, den Gestellungsbefehl zu verweigern. Das Entscheidende in diesem Gewissenskonflikt war einzig und allein die persönliche Haltung zu einem Krieg, der kein Volkskrieg war. Warum also soll der indoktrinierte Patriotismus wirkungsstärker sein als eine solidarische internationalistische Überzeugung und deren Handlungskonsequenzen?

Zu fragen ist abschließend generell nach der Notwendigkeit der phraseologischen Überheblichkeit vorgeblicher westlicher Ideologiefreiheit. Es ist schlicht falsch, zu meinen, die deutsche Spaltung

in ein antikommunistisches und stalinistisches Deutschland sei keine günstige Voraussetzung für eine wissenschaftliche Luxemburg-Rezeption gewesen. (S. 14) Letztlich haben die inneren Widersprüche beider Systeme die Luxemburg-Renaissance bewirkt. Im Westen suchte die Studentenbewegung nach ideologischen Vordenkern. Im Osten waren es gleichfalls undogmatische Altkommunisten und eine neue Generation, die unter der Stalinistischen Enge nach Atemluft rang. Infolge der geheimen Archivierung der Quellen in Moskau waren allein die ideologische Kompetenz, das Gewissen und der Mut von Radczun/Laschitzka die Voraussetzung, dieses Werk anzugehen. Wie die Reformation nur aus der Kirche heraus möglich war, konnte auch die Entstalinisierung mit Rosa Luxemburg nur aus der stalinistischen „Kirche“ heraus erfolgen, weil die das Monopol der historischen Quellen besaß. Wenn sich Ernst Piper der Wichtigkeit der von ihm reflektierten Tatsachen bewusst gewesen wäre, hätte er sich mit dem Hinweis auf den 100. Geburtstag Rosa Luxemburgs, der den Anlass für eine ernsthafte Werkausgabe in der DDR bot, respektvoller den Fakten gestellt, die Kulturtat der abgeschlossenen deutschsprachigen Luxemburg-Edition beim Namen genannt und deren tatsächliche Widersprüchlichkeit, die Projektunterstützung durch den SED-Ideologiechef Kurt Hager, gegenüber dem Politbüro der KPdSU differenziert. Hierin steckt sogar noch Forschungspotenzial.

Pipers nebensächliche Luxemburg-Rezeptionsgeschichte im Kontext mit dem ausführlichen Bezug auf Barbara Könczöl, die sich mit dem agitatorischen Liebknecht-Luxemburg-Kult der SED auseinandergesetzt, aber nicht zwischen Parteipropaganda und Geschichtswissenschaft unterschieden hat, ignoriert Annelies Laschitzkas Lebensleistung, die Auseinandersetzung mit dem Stalinschen Verdikt des Luxemburgismus, ihrem kompromisslosen Engagement um den lückenlosen Quellenzugang und die Entzauberung des Stalinschen Personenkults um Lenin. Stattdessen wird sie als „Gralshüterin der Luxemburg-Forschung in der DDR“ (S. 92) abgetan. Dass sie unter ihren Wirkungsbedingungen Zugeständnisse zu Ungunsten einer komplexen Luxemburg-Rezeption in der kommunistischen Bewegung machen musste, hat sie nie geleugnet. Der Ideologie-Vorwurf gegen Laschitzka ist spätestens nach 1989 eine unzeitgemäße Mär, die aber umso mehr auf

ihren Urheber zurückfällt, je mehr er verbal seine ideologiefreie Sehweise betont.

Im Widerspruch zu den vorgenannten Kritikpunkten ist immerhin festzustellen, dass der Autor an den entscheidenden Schnittpunkten des Verhältnisses zwischen Lenin und Luxemburg gerade die Stärke von Annelies Laschitza, die Widersprüchlichkeit, Differenziertheit und Kompliziertheit dieses Verhältnisses bestätigt. Darin besteht sogar die Stärke dieser Biografie. Nach den Verunglimpfungen der „blutigen Rosa“, der Verzeichnung der demokratischen Rosa Luxemburg, abgesehen von der menschwertigen, trifft Ernst Piper nunmehr in den meisten Wertungen den Kern der Sache – die tatsächlichen Unterschiede und Gemeinsamkeiten Luxemburg-Lenin. Hier wird er zum Konzeptor eines Paradoxons. Indem er de facto ohne Einschränkung die diesbezüglichen Wertungen von Radczun/Laschitza bestätigt, grenzt er sich zugleich von seinem liberalistischen Demokratieverständnis aus von dem von ihm ad absurdum geführten Begriff des Demokratischen Sozialismus ab (S. 629), verneint damit den früheren Unsinn einer Vermittlung zwischen den bürgerliche und sozialistische Demokratie trennenden Antagonismen und ordnet Rosa Luxemburg dem systemisch revolutionären Lager zu. Der Grund dafür ist die Tatsache, dass aus westlicher Werteperspektive Rosa Luxemburg als demokratische Sozialistin/Kommunistin mit dem endgültigen Thermidor von 1989 nunmehr ausgedient hat. Ab jetzt ist sie wieder Lenin näher als der Demokratie und gehört damit als weltfremder Klassenhass predigende Utopistin nicht in die Ahnengalerie der bürgerlichen Freiheitsapostel. Damit hat Piper Recht. Aber er versteht das tatsächliche Erkenntnisproblem nicht wirklich, denn Lenin war ideologisch selbst nur ein kleinbürgerlicher Jakobiner, der den Marxismus dem von ihm installierten Sozialismusmodell der Modernisierung eines asiatischen Vielvölkerstaates mit einem europäischen Industriezentrum unter einer kommunistischen Kaderpartei anpasste. Mit diesem Sozialismusverständnis hatte Rosa Luxemburg allerdings nicht gemein.

Eine Generation nach der letzten Luxemburg-Biografie bleibt deshalb der neue Versuch einer Annäherung an dieses Thema aus methodischen Gründen weiter ambivalent. Vordergründig geht es dabei gar nicht um die ideologisch bedingten Erkenntnisvoraussetzungen des jeweiligen Autors, sondern allein um dessen Bereitschaft zur Akzeptanz

der Legitimität revolutionären Denkens unter den jeweiligen konkret-historischen Epochenbedingungen und dessen unvoreingenommener erkenntnistheoretischer Analyse. Dazu gehört auch die Reflektion von Problembewusstsein auf der Grundlage selbstkritischer gedanklicher Auseinandersetzung mit der Tatsache der eigenen Parteilichkeit gemessen an den potenziellen alternativen historischen Möglichkeiten. Von einer solchen Herangehensweise ist die Philosophie in allen ideologischen Lagern noch weit entfernt.

Hartmut Henicke